

V.

Kaiser Sigmund in Tirol.

Eine kritische Untersuchung des XVIII. Kapitels I. Buches der „Geschichte Kaiser Sigmund's von Dr. Joseph Aschbach, Professor in Frankfurt am Main. Hamburg bei Fr. Perthes. 1838.“

Wenn Ausländer über Tirol zu schreiben anfangen, waltet über sie ein eigenes Verhängniß. Gerade als ob der Zauber der Naturschönheiten und Eigenthümlichkeiten unseres Gebirgslandes sie wirklich verzauberte, verläßt sie bald die richtige Auffassungsgabe, bald das ruhige Urtheil über die schuldlosesten Thatsachen; uns Einheimischen wird dann gewöhnlich das ergötliche Vergnügen zu Theil, auf die allernäivste Weise von ihnen Dinge zu vernehmen, worüber wir, bisher in seliger Unkunde, voll Verwunderung einander anstaunen müssen.

Ich rede hier nicht von der Masse der Reisebeschreibungen; denn an dem Schwarme der gewöhnlichen Touristen läßt sich eine solche Geistes- und Sinnesverwirrung leicht erklären. Für sie ist Tirol weder breiter noch länger, als ihre verkehrte Marschrouten; daher auch ihre Ansicht von Tirol in gleichem Maße beschränkt und verkehrt. Gewöhnlich betreten sie bei Ruffstein oder beim Strubpaß den tirolischen Boden, eilen irgendwo in das Zillertal, und über das Durer Joch nach Stafflach an die Heerstraße;

von da machen sie einen Abstecher nach Innsbruck, schauen links und rechts, und nun haben sie das Innthal gesehen. Dann lassen sie sich in einem Stellwagen nach Bozen verpacken, notiren sich aus Gasthausraditionen ihre Ideen über Südtirol, wenden sich seitwärts nach Meran, und beschleunigen ihre Rückkehr über den Saufen, Innsbruck und Scharnitz, um aus ihrer Heimath uns so schnell als möglich ein Buch über das durchwanderte Land hereinzusenden. Was läßt sich da anders erwarten als unreifes Zeug? So erklärbar wir nun an diesem Geschlechte Oberflächlichkeit und Uebereilung finden, so schwer können wir uns dieselbe Erscheinung bei Schriftstellern erklären, aus deren Werken ein unverkennbares Streben nach Gründlichkeit hervorleuchtet, und von denen wir Resultate eines ernstlichen Quellenstudiums zu erwarten berechtigt sind. Und doch waltet auch über diese dasselbe Verhängniß! Ein neues Beispiel lieferte Dr. Joseph Aschbach in seiner zu Hamburg bei Fridrich Perthes 1838 erschienenen, in vielen Beziehungen vortrefflichen „Geschichte Kaiser Sigmund's,“ wo er im XVIII. Kapitel des I. Buches von dem Aufenthalte dieses Kaisers in Tirol handelt. Auf den ersten Anblick findet der Leser dort so viel Neues, daß er sich freudig überrascht fühlt, und den Herrn Verfasser bewundert, der in Tirol sich auskennt, wie in seinem eigenen Hause. Er wird versucht, seine Mittheilungen als eine erfreuliche Bereicherung unserer Geschichte zu begrüßen. Allein sobald er das aus der Ferne schimmernde Farbenspiel sich etwas näher beschauen will, zerplatzt die Erscheinung wie eine Seifenblase, und es liegen so viele Irthümer als Sätze vor ihm.

Da nun Aschbach einerseits zu den Notabilitäten auf dem Gebiete der Geschichte gehört, und andererseits gerade solche Punkte unserer vaterländischen Geschichte berührt

hat, welchen man gewöhnlich eine folgenreiche Wirksamkeit beilegt, so wollen wir hier versuchen, im Interesse der Tirolergeschichte den Werth der Erzählung Aischbach's zu prüfen und die vorkommenden Irrthümer zu beleuchten, und am Ende die Resultate, welche sich für die historische Wahrheit überhaupt, und auch sonst noch in ein und anderer Beziehung für das Studium der Geschichte ergeben mögen, kurz und klar zusammenstellen.

Zu dem Ende setzen wir, in der Voraussetzung, daß nicht allen unseren Lesern Aischbach's Werk zu Gebote steht, das XVII. Kapitel des genannten Buches „vom Venezianer Kriege“ im Auszuge, — das XVIII. Kapitel aber über Sigmund's Aufenthalt in Tirol, soweit es zu unserem Zwecke gehört, wörtlich hieher.

Mit meisterhafter Präzision entwickelt Aischbach anfangs (S. 334—338) die Ursachen des Krieges mit Venedig, und die ersten glücklichen Waffenthaten des kaiserlichen Feldherrn Pippo von Ozora, eines Florentiners. Allein nicht lange glänzte der Glückstern. Durch das Geschenk zweier silberner übergoldeter Flaschen, angeblich mit Malvasier Wein, in Wahrheit mit Dukaten gefüllt, wissen die Venezianer den geldgierigen und feilen Florentiner im Siegeslaufe aufzuhalten (339). Die daraus entstandene Unthätigkeit des kaiserlichen Feldherrn benützen die Venezianer wenigstens in soweit, daß sie noch vor der Mitte des Jahres 1412 die Hälfte des verlorenen Friauls wieder erobern (340). Aber der wechselvolle Kampf und die großen Kriegskosten stimmen beide Parteien zu einer Waffenruhe. Zum Friedensvermittler erbiethet sich Papst Johann XXIII. „Die Republik wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen; sie hatte große Hoffnung, die österreichischen Herzoge Ernst und Fridrich, welche damals gegen Sigmund sehr aufge-

bracht waren, und den Venezianern bereits in Friaul bedeutende Hilfe geleistet hatten¹⁾ als Bundesgenossen zu erwerben“ (341).

Allein sämtliche Berechnungen der Venezianer scheiterten an den harten Bedingungen, unter welchen Sigmund den Frieden gewähren wollte (342). Ehe also die Venezianer die vom Könige verlangten Opfer brachten, versuchten sie lieber noch einmal das Kriegsglück. Doch ehe der Krieg mit aller Hefigkeit losbrach, überbotten sich beide Theile durch gegenseitige Beleidigungen. Bevor die venezianischen Gesandten vom Hofe des römischen Königs abreisten, ließ dieser vor ihren Augen fünf erbeutete venezianische Fahnen auf den Straßen im Rothe herumschleifen und zertreten; dagegen schickte der Doge Michele Steno ein Schreiben voll der beleidigendsten Ausdrücke an Sigmund, worauf denn auf beiden Seiten der Krieg von Neuem mit allen Kräften und großer Erbitterung geführt ward (343).

Der Anfang versprach aber keinen guten Erfolg für den römischen König. Dieß bewog Sigmund in eigener Person ins Feld zu rücken. Er brachte es dahin (wodurch wird leider nicht gesagt; vermuthlich durch große Versprechungen und Verpfändungen), „daß außer Herzog Albrecht von Oesterreich ihn auch die beiden andern Habsburger, Ernst und Fridrich, so feindlich sie früher auch gegen ihn gesinnt waren, mit Truppen unterstützten.“ Am

¹⁾ Die Cronica Dolcina M. S. bei Verci Marca Trivigiana p. 60 meldet, daß die Herzoge Fridrich und Ernst von Oesterreich im Jänner 1412 zum Bündniß mit Venedig gegen Sigmund geneigt gewesen; ja sie hätten (S. 63) wirklich der Republik Hilfe zugesagt, gegen 22,000 Dukaten jährlicher Subsidien. Aschbach S. 341 29. Anmerk.

14. Dezember 1412 kam er nach Cividale, und langte am 18. zu Udine an. Der Krieg ward mit abwechselndem Glücke und vielen Grausamkeiten geführt. Unter anderm ließ Sigmund 180 venezianischen Kriegsgefangenen durch ihren eigenen Hauptmann die rechte Hand abhauen, und von demselben nach Venedig bringen, worauf die Venezianer den Ueberbringer ersäufeten (345).

Doch endlich als Sigmund die Erfolglosigkeit seiner Waffen einzusehen anfang, wurde er zum Frieden geneigt; auch die Venezianer waren des Krieges müde. Durch Vermittlung des Grafen Hermann Gilly, Sigmund's Schwiegervater, kam zu Triest, wohin sich der König selbst begeben hatte, am Montag vor Ostern (17. April) 1413 ein fünfjähriger Waffenstillstand zu Stande, mit der Aussicht auf einen vollständigen Frieden. Eingeschlossen in den Waffenstillstand war (nach Leo's Geschichte der ital. Staaten, III. Bd. S. 119; — Aschbach übergeht ihn) auch Herzog Fridrich als Graf von Tirol (348—349).

Von Triest begab sich Sigmund wieder nach Friaul, wo er die verschiedenen von seinen Truppen besetzten Städte und Orte besuchte (350). Anfangs Juni war er in Belluno. Während seines achttägigen Aufenthaltes in dieser Stadt luden ihn die Ghibellinen daselbst zu einer Hochzeit, wo er mit der Braut so herablassend umging, daß sie im Scherze sich sogar erlaubte, den Kranz von ihrem Haupte zu nehmen, und ihn auf das Haupt des Königs zu setzen; denn Sigmund zeigte sich auch hier wie überall gegen die Frauen freundlich und ihre Herzen gewinnend. Von Belluno begab er sich nach Feltre (um die Mitte Juni); hier traf er mit dem venezianischen Abgesandten Franz Foscarei und Herzog Fridrich von Oesterreich zusammen, und leitete zwischen Letzterem und der Republik einen Waf-

fenstillstand ein²⁾ (350—351). Am 23. Juni war er noch in Feltre; hierauf begab er sich mit Herzog Fridrich nach Tirol.

Bis hieher scheint Aſchbach's Erzählung ohne Merkmale ſich widerſprechender Angaben in ruhigem Einklange mit ſich ſelbſt fortzufließen; aber nun betritt er mit Sigmund den Boden Tirols, und da begegnet ihm ſogleich das oben erwähnte Verhängniß.

Nachdem er im Eingange des XVIII. Kapitels über die Verſöhnung der Herzoge von Oeſterreich untereinander und mit König Sigmund geſprochen, fährt er S. 357 alſo fort: „Eine weitere Folge des guten Vernehmens der öſterreichiſchen Herzoge mit Sigmund war die ſchnellere Beilegung des venezianiſchen Krieges, weil die Republik immer noch ihre Hoffnung auf eine Beihilfe der beiden Herzoge Fridrich und Ernſt geſetzt hatte. Kaum war der Waffenſtillſtand mit Venedig abgeſchloſſen, ſo begab ſich Sigmund (im Mai)³⁾ nach Feltre, wo er mit Herzog Fridrich von Tirol zuſammentraf. Hier lebten beide in faſt brüderlicher Vertraulichkeit und Freundschaft (bis zum 23. Juni); jedoch bei dem muthwilligen Sinne beider Fürſten fehlte es auch nicht an einigen Störungen des guten Vernehmens, welche aber keine ernſtlichen Folgen vorerſt nach ſich zogen⁴⁾. Sigmund begleitete den Herzog Fridrich nach

2) Nach der oben angeführten Stelle aus Leo durfte er wohl nicht erſt eingeleitet werden, da Fridrich ſchon in dem zu Trieſt geſchloſſenen einbegriffen war.

3) S. 350 hatte Aſchbach geſagt: »Um die Mitte Juni.«

4) Das Chronicon Tarvis. bei Muratori Tom. XIX. p. 826 erzählt: »Als Sigmund von dem Marktplatze zu Feltre (wo er in Gegenwart des Herzogs Fridrich den venezianiſchen Botſchafter Franz Joſcari empfangen hatte), mit

Tirol. In Trident war er den 25. Juni, und unterzeichnete hier das Freundschaftsbündniß mit dem König Karl VI. von Frankreich. Von Trident begab sich der König auf Bitten des Erzbischofes Eberhard von Salzburg nach dieser Stadt, wo er in den ersten Tagen des Juli eintraf.“

Hier vermittelte er nicht nur zwischen den beiden österreichischen Herzogen Ernst und Fridrich, und dem Salzburger Erzbischofe eine Waffenruhe auf zwei Jahre, sondern auch (9. Juli) einen Waffenstillstand, der bis zum 12. Juli 1414 dauern sollte, zwischen den beiden genannten Herzogen und den Herzogen von Baiern.

„Von Salzburg reiste Sigmund mit Herzog Fridrich nach dessen Hauptstadt Innsbruck. Hier veranstaltete der Letztere seinem König große Festlichkeiten. Auf ein glänzendes Turnier folgte ein fröhlicher Abend mit Tanz. Der König und der Herzog, welche schon in Feltre trotz ihrer vertraulichen Freundschaft zueinander nicht hatten unterlassen können, durch muthwillige Scherze sich einander zu beleidigen, setzten dieß der Fürsten wenig würdige Beneh-

Herzog Fridrich in seine Herberge zurückkehrte, gingen beide Fürsten Arm in Arm durch die Straßen. Da der Herzog einen langen bis zu den Füßen hinabfließenden Mantel von schwarzem Sammet trug, machte sich der König ein Vergnügen daraus, ihn, als geschehe es zufällig während des Gespräches, durch die kothigsten Stellen der Straße zu führen. Sobald sie aber ein wenig weiter vorgegangen waren, faltete Herzog Fridrich mit der Hand den Mantel, ließ ihn ebenfalls wie zufällig an die Schenkel des Königs schlagen, und beschmutzte dessen glänzende Stiefel und Beinleider mit dem Koth seines Gewandes; denn der König trug damals eine Doppelsacke von karminrothem Sammet, die ihm nur bis zur Mitte der Schenkel reichte.«

men und ihre Neckereien gegeneinander fort. Sie waren beide große Verehrer schöner Frauen; jeder scheint es auf dem Ball in Innsbruck darauf angelegt zu haben, dem andern den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Eine schöne Jungfrau, die Tochter eines Bürgers in Innsbruck, unbescholtenen Rufes, ward zuletzt das Opfer dieses muthwilligen Wettseifers; sie wußte selbst nicht recht, ob ihr der Herzog oder der König die Ehre geraubt. Die Sache erregte Aufsehen und große Erbitterung. Allgemein ward einer der beiden Fürsten als der Verführer bezeichnet. Da Fridrich sich vor seiner Gemahlin, der König vor den ungarischen Landherren, die bei ihm waren, rechtfertigen wollte, so schob jeder die Schuld auf den andern. Das Mädchen, welches erklärte, daß nach der Stimme der König nicht der Verführer gewesen, erhielt von Sigmund 400 Dukaten geschenkt. Auf Fridrich aber, der ihm diesen Streich gespielt, und ihn in den Augen seiner Unterthanen hatte herabsetzen wollen, warf Sigmund einen unversöhnlichen Haß. Er schwur, dieses dem Herzoge zu gedenken, und auf dem Konzilium zu Konstanz zeigte er, daß er diesen Vorfall nicht vergessen hatte.“

„Von Innsbruck brach der König gegen die Etsch auf, und gelangte nach Brixen, wo ihn der Bischof mit vielen Ehren empfing. Hier stellte man mit Gift dem Könige nach dem Leben. Ein Mensch aus Baiern, der sich in die königliche Küche geschlichen, wurde ergriffen, als er in die Speisen etwas werfen wollte. Gerade als die Köche über den Menschen mit Schlägen herfielen, kam Sigmund, durch den Lärm herbeigezogen, hinzu. Er fand es für klüger, den Giftmischer, der seine Unschuld behauptete, laufen, als die Sache näher untersuchen zu lassen. Als aber ein Bürger aus Brixen sah, daß derselbe Mann von der Brücke

aus einen eisernen Handschuh und Löffel in den Fluß warf, und die Anzeige davon dem Könige machte, ward der Verdächtige wieder ergriffen. Dieser vielleicht durch die Tortur zu Ausagen gezwungen, gab an, daß er von den Venezianern durch eine Geldsumme gewonnen worden, den König zu vergiften. Sigmund ließ diesen Menschen in das Gefängniß werfen, und zog weiter nach Meran, wo er den 25. Juli die Abgeordneten der Schweizerorte von Zürich, Bern und Solothurn empfing, welche ihn um die Bestätigung ihrer Privilegien bathen. Dann ging er nach Bozen, wo er am 1. August den Herzog Hervoja von Spalatro ächtete, und kehrte darauf nach Meran zurück, wo er schon wieder den 3. August eintraf. Während seines zweitägigen Aufenthaltes daselbst brachte er einen Waffenstillstand zwischen Venedig und dem Herzoge Fridrich von Tirol zu Stande (3. August), und bestätigte einigen Reichsstädten ihre Privilegien. Am 5. August finden wir den König schon in Chur.“

Das sind nun die Daten, welche Aschbach uns über Sigmund's Verhältniß zu Herzog Fridrich und über dessen Aufenthalt in Tirol zu erzählen weiß, — Daten, für welche ihm jeder Freund unserer vaterländischen Geschichte gerne dankbar sein wird, sobald er sie mit der Ueberzeugung hinnehmen kann, daß sie wahre Thatsachen sind, und unserer Geschichte angehören. Was sagt nun aber die Kritik und die Wahrheit dazu? Um diese Frage gründlich zu beantworten, können wir Aschbach's Erzählung auf drei Punkte zurückführen: 1. auf die Ballanedote in Innsbruck, 2. auf den Vergiftungsversuch in Brixen, und 3. auf Sigmund's Reisezüge zwischen Brixen und Chur. Erweist sich ein einziger dieser Punkte als unhaltbar und irrthümlich, so präjudizirt eine solche Entdeckung im mildesten Falle gegen

die Kritik des Herrn Verfassers, und vermindert schon zum voraus unser Vertrauen auf die zwei andern Punkte. Sollte sich dieser entdeckte Mangel an Kritik nun vollends auch noch am zweiten und dritten Punkte darthun lassen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als unseren Eingangs aufgestellten Satz festzuhalten, daß über ausländische Schriftsteller, sobald sie über Tirol zu schreiben unternehmen, ein eigenes Verhängniß walte.

Untersuchen wir also zuerst den dritten Punkt, als welcher, da er sich durchweg auf diplomatische Angaben stützt, uns am wenigsten Blößen geben wird. Aber gerade in diesem Punkte, wo Alschbach, gestützt auf Dokumente, die größte Stärke des Urtheiles hätte entwickeln können, entdecken wir an ihm sogleich einen am Geschichtschreiber unverzeihlichen Mangel an Kritik. Nichts zu sagen, daß es etwas sonderbar klingt, daß Sigmund, welcher nach Alschbach's Versicherung durch die Innsbrucker Ballgeschichte über Herzog Fridrich furchtbar aufgebracht war, und geschworen hatte, den bösen Streich ihm nimmer zu vergessen, sich sogleich wieder in Meran als freundlicher Friedensvermittler zwischen Fridrich und den Venezianern brauchen läßt; auch nichts davon zu sagen, daß es noch sonderbarer klingt, wenn Sigmund den Waffenstillstand, welchen er nach S. 351 zwischen Herzog Fridrich von Tirol und der Republik Venedig schon zu Feltre vermittelt hatte, und welchen er nach Leo's Geschichte der ital. Staaten, III. Bd. S. 119 gar nicht mehr zu vermitteln brauchte, — am 3. und 4. August in Meran wieder vermittelt. Wir entdecken auf S. 360 noch einen weit größern Verstoß. Den aus Alschbach's Urkunden angeführten Zeitbestimmungen zufolge war Sigmund am 25. Juli zu Meran, am 1. August zu Bozen, und am 3. wieder in Meran. Dort blieb er zwei

Tage, also den 3. und 4. August, weil er an diesen Tagen wieder Urkunden daselbst unterzeichnete. Nun aber findet ihn Aschbach am 5. August schon in Chur. Da unsere Eisenbahnen damals noch nicht erfunden waren, und König Sigmund schwerlich Lust hatte, Tag und Nacht zu reiten, und selbst in diesem Falle weder auf der kürzesten Linie durch Münsterthal über das Ischlerfserjoch, die Scalletta und den Albulä, noch viel weniger auf dem weitern Umwege über Landeck und den Arlberg innerhalb 24 Stunden von Meran nach Chur kommen konnte, so mag man die Sache nehmen wie man will, wir haben den Herrn Verfasser auf einer Uebereilung und auf einem Mangel strenger Beurtheilung der ihm vorliegenden Quellen und Daten ertappt.

Dieser Mangel wird noch auffallender, wenn wir Aschbach's Angaben mit einheimischen Quellen vergleichen. Keinem tirolischen Geschichtsforscher ist die Genauigkeit unbekannt, womit unser Professor Sinnacher in Benützung der Urkunden zu Werke ging; und da ihm die Originalien des Briener Archives zu Gebote standen, so ist seine Auctorität von entscheidendem Gewichte. Nach Sinnacher's Beiträgen 2c., VI. Bd. S. 45 befand sich aber König Sigmund am 28. Juli zu Brixen, wo er die Belehnungsurkunde für Bischof Ulrich ausstellte, und noch am 7. August in Meran, wo er für das Hochstift und Domkapitel zu Brixen einen Schutzbrief unterzeichnete.

Offenbar hat also Aschbach in Bezug auf unseren dritten Punkt, wo er doch das stärkste Urtheil an den Tag legen konnte, bedeutenden Mangel an Kritik bewiesen. Dieser Umstand berechtigt uns nicht nur, sondern zwingt uns sogar, zum Mißtrauen gegen seine übrigen Angaben. Prüfen wir demnach den zweiten Punkt, nämlich die Geschichte

des Vergiftungsversuches zu Brixen. — Wir könnten hier schon das gänzliche Stillschweigen unseres fleißigen Sammlers für Brixnergeschichte, des seligen Professors Sinnacher, und überhaupt die bisherige Unbekanntheit dieses Vorfalles in der Tirolergeschichte zu unseren Gunsten anführen, wüßten wir nicht, daß diese negativen Gründe noch nicht hinreichen, eine Thatsache aus dem Reiche der Wirklichkeit zu verbannen. Doch wir bedürfen ihrer Hilfe nicht. Das Geschichtchen trägt schon in sich solche Merkmale, daß wir geradezu behaupten können, es habe sich entweder gar nie zugetragen, oder doch niemals zu Brixen. In jedwedem Falle finden wir aber unsere Behauptung wieder bestätigt, daß Aschbach auf tirolischem Boden von einem Unglückssterne geleitet wurde. Wie das Geschichtchen liegt und steht, lautet es schon an und für sich sehr unwahrscheinlich, daß der Kaiser es für klüger fand, den Giftmischer, der seine Unschuld behauptete, im Augenblicke, wo er von den Köchen auf der That ertappt wurde, lieber laufen als die Sache näher untersuchen zu lassen. Wo in der Welt würde man so etwas für klüger halten? Aber man fing ihn ja wieder ein! Allerdings; aber aus Gründen, welche die Unwahrscheinlichkeit des Geschichtchens auf die Spitze treiben; weil er nämlich einen Löffel und eisernen Handschuh in das Wasser warf, eine That, die gewiß weit weniger seine Schuld bewies, als die That in der Küche; und weil ein Brixner Bürger davon die Anzeige machte, dessen Urtheil und Zeugniß im vorliegenden Falle weit weniger kompetent war, als das Zeugniß der Köche in der Küche.

Diese innere Unwahrscheinlichkeit steigert sich aber aufs höchste, wenn wir die Quelle untersuchen, aus welcher Aschbach die Geschichte schöpfte. Diese Quelle ist Eberhard

Windeck, ein als Bedienter und Schreiber des Königs Sigmund allerdings gewichtvoller Zeuge, doch nicht überall und allzeit! Denn Eberhard Windeck hat nicht alles, was er in der Lebensgeschichte seines Herrn und Königs aufgezeichnet, aus eigener Anschauung geschöpft. Er leitet uns selbst auf diese Behauptung; aus seiner eigenen Versicherung wissen wir, daß ihn sein König oft und zu fernen Sendungen brauchte; man vergleiche z. B. das XXXIV. Kapitel, wo er erzählt, was sich auf dem Konzilium zu Konstanz zugetragen, während er auf einer Reise nach Brandenburg war; auch pflegt er seine Gegenwart und Theilnahme an den Handlungen immer mit der ausdrücklichen Versicherung derselben anzumerken, z. B. in den Kapiteln III. XIII. XIV. XXI. XXXIV. etc. Das ist aber nicht der Fall in den Kapiteln, welche die obenerwähnten Tirolergeschichten berühren; in ihnen kommt keine Spur von einer Theilnahme oder Gegenwart Windeck's bei denselben vor; vielmehr berechtigen gerade diese Kapitel, worin er Sigmund's Züge und Aufenthaltsorte in Tirol beschreibt, durch ihre Ungenauigkeit im Vergleich mit der Bestimmtheit, womit er in andern Kapiteln Thatfachen nach eigener Anschauung erzählt, zum gewiß nicht gewagten Schlusse, daß Windeck auf der Reise durch Tirol seinen Herrn nicht begleitete. Wie unbestimmt und lückenhaft ist z. B. nicht die Angabe im XXXII. Kapitel: „Als König Sigmund aus Friaul zog gen Lombardei, da kam er zu Herzog Fridrich gen Innsbruck;“ und im XXX. Kapitel: „und zog fürpas gen Chure, daselbs anhin über Comer-See gen Lombardei,“ worin, wie Niemand verkennet, Sigmund's Reise gen Salzburg und dessen Aufenthalt auf dem Fürstentage daselbst, und ferner Sigmund's Aufenthalt zu Bozen und Meran, und die ganze gewiß nicht uninteressante Reise

nach Thur übersprungen ist. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß Windeck die Vergiftungsgeschichte zu Vriren nicht als Augenzeuge erzählt, sondern eben nur wie er sie aus dem Munde der königlichen Köche vernahm, über deren richtiges Urtheil aber der Kaiser schon dadurch den Stab gebrochen, daß er den Verbrecher laufen ließ.

Indessen zugegeben, er wäre dabei gewesen, und hätte uns erzählt, was er mit eigenen Augen gesehen, so kommt doch noch ein anderer Umstand hinzu, der Windeck's Zeugniß geradezu ganz entkräftet. Das ist seine unglaubliche Leichtgläubigkeit, so oft es sich um Gefahren, insbesondere um Vergiftungen seines Herrn handelt. Ueberall sieht er Gift; jede Krankheit entsteht bei ihm aus Vergiftung; wollten wir ihm glauben, so wäre sein König nicht weniger als sechsmal nahe daran gewesen, ein Opfer des Giftes zu werden; und kann auch die Thatsache nicht überall und jedesmal in Abrede gestellt werden, so ist doch die Anschauung und Auffassung derselben die einfältigste und leichtgläubigste von der Welt. So z. B. erzählt er uns im XX. Kapitel, wie die zwei Fürsten, König Sigmund und Herzog Albrecht von Oesterreich, bei der Belagerung von Znaim mit einem schwarzen Pfeffer vergiftet worden seien; Albrecht sei davon zu Neuenburg gestorben⁵⁾; „den König Sigmund führte man aber gen Ungarn, do blieb der König, und mochte nit fürpaß der Krankheit haben. — Also kam ein Arzt von Wien; der was ein großer Schwab; aber ein guter Arzt. Derselbe Arzt hing den König auf mit den Füßen, daß er nur mit der Brust auf

⁵⁾ Man bittet auch in dieser Angabe Windeck's Zuverlässigkeit zu bemerken; bekanntlich wurde Znaim im August 1404 von den beiden Fürsten belagert; Albrecht nach Sigmund's Tod deutscher Kaiser; und starb erst 1439.

einem Riffen noch die Erde berührte. Das wehrte wohl 24 Stund; da ging so viel Schlimmes und Unflathes von dem Könige, daß er so krank war, daß Jedermann ihm das Leben versagte, und der Arzt darum hart gestraft ward. Do sprach der Arzt: Sollte die Gift unten aus gangen seyn, die Natur kunt es nit erlitten haben.“

Im XXXVIII. Kapitel weiß er genau, daß Herzog Fridrich von Tirol den König zu Perpignan vergiften lassen wollte, und daß das Gift in der Apotheke zu Konstanz bereitet worden war. „In derselben Weile,“ erzählt er, „kamen hinein gen Perpignan Herzog Fridrich's Rätthe, mit Namen Wilhelm Koringen (Kndringen?) und Herr Ulrich sein Kanzler, und zwen Walhen (Wälsche?) mit ihnen. Nu was in derselben Zeit Gift gemacht zu Costniz in der Apotheken; dieselbe Gift sollten die zween Walhen mit sich hinein geführt haben.“

Und ganz komisch, aber im höchsten Ernst erzählt er uns im CCXVII. Kapitel: „In der Zeit was der römische König zu Prag, und was krank worden, daß man meinte, man hätte ihn vergeben, daß ihm die Gifte zu einer großen Zehen ausrann, die mußte man dem Kaiser abschneiden.“

Wir fragen nun, ob ein Mann, der eine solche Dosis von Einfalt und Leichtgläubigkeit zur Schau trägt, wenn es sich um eine Vergiftung seines Herrn handelt, auch nur einen Funken Glauben verdiene, und ob ein Schriftsteller, der auf den Ruhm gründlichen Quellenstudiums Anspruch macht, gut daran thue, solche Anekdoten als bare Münze hinzunehmen, und ob wir demnach unsere vorerwähnte Brixner Vergiftungsgeschichte, da auch ihre innere Werwerflicheit hinzukommt, nicht geradezu als ein Märchen verwerfen sollen?

Doch sehen wir, der Versuch, Sigmund zu vergiften, sei wahrhaft auf die beschriebene Weise gemacht worden; sei eine wirkliche Geschichte — so geschah sie doch nicht und in keinem Falle zu Brixen. Wir stützen unsere Behauptung auf folgende Gründe.

Der einzige Grund, warum Aschbach das Geschichtchen nach Brixen verlegt, ist seine Verlegenheit, einen andern Ort zu finden, auf den der bei Windeck verhunzte Ortsname „Preussen“ besser paßte. Ihm klang Preussen offenbar wie Brixen! Ueber die Schwierigkeit, daß Windeck den Giftmischer die Werkzeuge „in das Wasser die Breude“ werfen läßt, hilft er sich durch die Bemerkung aus: „Die Namen sind bei Windeck sehr verstümmelt; Preussen ist offenbar Brixen; der Fluß Breude könnte die Brenta sein; jedoch liegt Brixen an dem Zusammenflusse der Eisack und Rienz noch ziemlich von der Brenta entfernt.“ Obwohl nun der Herr Verfasser uns nicht klar zu verstehen gibt, ob ungeachtet der ziemlichen Entfernung Brixens von der Brenta dennoch unter Breude die Brenta verstanden werden könne, oder ob ungeachtet dieser Entfernung die Brenta sich dennoch ziemlich in die Nähe von Brixen denken lasse, so läuft doch beides fast auf den Satz hinaus: Wir sollen es mit der Geographie nach seinem Beispiele nicht gar zu streng nehmen; denn da er in Zeiten, wo die Schnellbahnen unserer Tage noch nicht üblich waren, den König Sigmund in 24 Stunden von Meran nach Chur schafft, so könne Brixen und die Brenta, jedwederes wohl auch um eine Tag- und Nachtreise zusammenrücken. Doch lassen wir den Scherz fahren! Könnten wir uns auch über den Flußnamen Breude, worin Aschbach selbst die Brenta zu entdecken glaubte, wegsetzen, und mit ihm die Identität Preussens mit Brixen anneh-

men, so können wir doch um eines andern Grundes willen die Vergiftungsgeschichte keineswegs nach Brixen verlegen.

Der Waffenstillstand mit Venedig war, wie wir oben erwähnten, am 17. April zu Triest auf fünf Jahre geschlossen, alle Feindseligkeiten beseitigt, ja sogar die Aussicht auf einen förmlichen Frieden geöffnet worden. Sigmund hatte vom April bis Ende Juni die ihm zugefallenen Städte in Friaul besucht, und sich in der Nähe seiner frühern Feinde, ungestört und unangefochten, mit Herzog Fridrich wohl befunden. Keine neue Veranlassung zu Feindseligkeiten war den Venezianern gegeben worden. Was soll nun auf einmal mitten im Frieden und im besten Vernehmen mit der Republik die Venezianer bewogen haben, ihm einen Giftmischer bis Brixen nachzusenden? Und wie soll man sich Sigmund's Sanftmuth erklären, der in Brixen in Gefahr war, durch einen venezianischen Giftmischer sein Leben zu verlieren, und den Menschen, wie Windeck versichert, zum Zeugnisse wider die Venezianer in Fesseln schlagen ließ — und nun, etwa acht Tage nach dem von Venedig aus angestifteten Mordversuche, wieder freundlich zwischen der treulosen Republik und dem Herzoge Fridrich einen Waffenstillstand vermittelt? Entweder verstehen wir von allem nichts, oder wir leben auf einem völlig verzauberten Gebieth. Ulsbach möge uns die Lösung dieser Räthsel liefern.

Hat also der in Frage stehende Vergiftungsversuch jemals statt gefunden, so paßte er offenbar nicht für diese Zeit, folglich auch nicht für Brixen; ihm muß, wenn wir ihn doch als Thatsache betrachten wollen, eine ganz andere Zeit, nämlich die dem Abschlusse des Waffenstillstandes vorangehende Periode angewiesen werden. In dieser war es möglich, daß die Venezianer sich der unedlen Waffe der

Giftmischerei bedienten. Dann war es aber gewiß kein anderer Augenblick, als jener unglückliche, wo beide kriegsführende Theile durch gegenseitige Beleidigungen und durch die empörendsten Grausamkeiten einander herauszufordern und zu kränken suchten. Es wird der Grund nicht angegeben, aber vielleicht war es gerade ein solcher Vergiftungsversuch, der Sigmund zur Grausamkeit verleitete, den 180 gefangenen Venezianern die rechte Hand abhauen zu lassen.

Dieses vorausgesetzt, hätte es also mit Windeck's Brenta, als Brenta erklärt, seine volle Richtigkeit, denn die erwähnten Grausamkeiten fanden in den Gegenden der Brenta statt; aber auch den Ortsnamen Preussen müssen wir dann näher an der Brenta als am Zusammenflusse der Rienz und Eisack auffuchen. Wird uns dieß gelingen? Wir wollen es versuchen, und zwar so gut als möglich mit Nischbach's eigenen Angaben.

In der XIII. Beilage zu seinem ersten Bande der Geschichte Sigmund's theilt er uns aus dem Frankfurter Archive ein Verzeichniß der Städte und Schlösser mit, welche Sigmund's Feldherr, Pippo Graf von Temeswar, in der Treviser Mark, in Friaul, und an beiden Seiten des Tagliamento erobert hat. Zur bequemern Vergleichung setzt er die Namen der eroberten Orte auch nach der Gothaer Handschrift des Oerhard Windeck darunter, woraus sich der Vortheil ergibt, daß man nicht genöthigt ist, dem äußerst fehlerhaften Abdrucke Windeck's bei Menken Script. Rer. Germ. Tom. I. allein zu trauen. In diesen drei Ortsverzeichnissen finden wir nun ein Pers, Press und eine Civitas Portus Brischen. Nach der Frankfurter Ortsbestimmung läge das Brischen zwischen Oderzo und Motta in Friaul, also in der That nicht weit von der Brenta. Wir müssen unser Bedauern hier aussprechen, daß

uns leider nicht Mittel genug zu Gebothe stehen, um das Brischen näher zu bestimmen; aber wir berufen uns auf das Urtheil eines jeden Unbefangenen, ob nicht Windeck's Preussen an der Breude weit besser auf Brischen an oder in der Nähe der Brenta, als auf Brixen am Zusammenflusse der Rienz und des Eisacks paßt? Und ob nicht auf diese Weise äußere und innere Gründe, wenn doch der Vergiftungsversuch jemals statt fand, in einen weit bessern Einklang miteinander gebracht sind? Wir fragen aber auch noch weiter, ob sich Alsbach, die Sache mag sich nun verhalten wie sie will, nicht eines bedeutenden Mangels an Kritik bei der Beurtheilung seines Materiales schuldig gemacht hat?

Wir kommen endlich drittens in retrograder Ordnung aufsteigend zum ersten Punkte, nämlich zur Ballanekdote in Innsbruck. Dieser bildet weithinaus den wichtigsten Theil der Erfahrunge Sigmund's in Tirol, da er der gewöhnlichen Meinung zufolge, von welcher auch Alsbach sich leiten ließ, die Quelle jener unwürdigen Mache war, womit der Luxemburger den Habsburger auf dem Konzilium zu Konstanz fast zu vernichten suchte. Um so mehr soll aber ein Geschichtschreiber eine Thatsache, welche nach seinem Urtheile den Keim hochwichtiger Begebenheiten in sich trägt, nur nach allseitiger strenger Prüfung in sein Werk aufnehmen. Unserer Ansicht zufolge unterliegt die so wichtig sein sollende Tanzgeschichte einer doppelten Frage: erstens, ob sie sich überhaupt jemals zugetragen? und zweitens, welchem der beiden Fürsten das Vergehen zuzuschreiben sei? Erst wenn diese Fragen entschieden sind, wird sich dem Geschichtschreiber ihr Werth oder Unwerth herausstellen, und ihm die Richtschnur seines Urtheiles an die Hand geben.

Unseres Wissens beruht die Anekdote auf der einzigen Autorität Windeck's, der sie im XXXII. Kapitel seiner Lebensgeschichte Sigmund's erzählt, und woraus nicht nur Alsbach, sondern auch Johannes v. Müller im III. Buche der Schweizergeschichte 1. Kap. Anmerk. 46, und nach ihm der Freiherr v. Hormayr in seinem österr. Plutarch (Geschichte Ernst's des Eisernen) sie geschöpft. Das vortreffliche Werk: „Tirol unter Fridrich von Oesterreich, von Klements Grafen zu Brandis,“ für Fridrich's Geschichte eine reichfließende Quelle, erwähnt S. 70 des Vorfalles nur mit Beziehung auf die vorgenannten Quellen. Wir fragen nun: berechtigen uns die voranstehenden Nachweisungen über Windeck's Unzuverlässigkeit und Leichtgläubigkeit, zumal da keine andere gleichzeitige Autorität die feinnige unterstützt, zur blinden Annahme seiner Versicherungen? Gewiß nicht; schon a priori zeugt das Präjudiz wider ihn. Vollends keinen Glauben verdient er, wenn wir wieder im Stande sein sollten, innere oder äußere Merkmale der Verwerflichkeit des Geschichtchens nachzuweisen.

Wir können nicht leugnen, das Innere der Begebenheit biethet gerade keine Merkmale einer Unmöglichkeit dar. Die Geschichte konnte sich allerdings zutragen. Desto stärker drängen sie aber äußere Gründe. Erstens wird sich Niemand leicht erklären können, wie es zugeing, daß Sigmund, der nach Alsbach's Versicherung auf Herzog Fridrich in Folge der fraglichen Geschichte einen unversöhnlichen Haß warf, und ihn auch im darauf folgenden Jahre auf eine so unedle Weise zu Konstanz befriedigte, — etwa acht Tage nach dem unangenehmen Vorfalle, wie wir früher bemerkten, wieder als freundlicher Friedensvermittler zwischen dem Herzoge, der ihn so schwer beleidigte, und der Republik Venedig zu Meran auftrat. Offenbar

hätte Sigmund schon hier Gelegenheit gehabt, seinen Schwur zu erfüllen, und aus Rache den Herzog Fridrich im Kriege mit den Venezianern stecken zu lassen. Wie will man sich dieß erklären? Gewiß nur durch die Alternative, daß entweder der unangenehme Vorfall in Innsbruck gar nicht statt gefunden, mithin keine Störung in das freundschaftliche Verhältniß zwischen Sigmund und Fridrich eingetreten war; — oder daß Aschbach in der nach Meran versetzten Waffenstillstandsvermittlung eine Thatsache statuirt, die sich nicht zugetragen hat. In jedwedem Falle aber haben wir so viel gewonnen, daß es weder mit der einen noch mit der andern Begebenheit seine volle Richtigkeit habe.

Zu dieser aus Aschbach selbst entnommenen äußern Schwierigkeit kommt dann zweitens die Art und Weise hinzu, wie Johannes v. Müller am angeführten Orte die Geschichte behandelt. Er nimmt die Stelle aus Windeck allerdings in die 46. Anmerkung wörtlich auf, aber im Texte drückt er sich darüber mit solcher Vorsicht aus, daß er offenbar Zweifel gegen ihre Zuverlässigkeit anzudeuten scheint. Johannes v. Müller's Worte lauten: „Sigmund — wünschte besonders, daß Herzog Fridrich, der größte Herr der umliegenden Gegend, von Schaffhausen, wo er sich damals aufhielt, nach Konstanz komme, und an einem feierlichen Tage seine Lehen empfangen. Dessen weigerte sich Fridrich; vielleicht weil die Herzoge von Oesterreich ein altes Vorrecht behaupten, die Lehen zu Pferd in ihrem eignen Lande zu nehmen. Aus diesem und vielleicht andern Gründen, die, klein an sich, vergrößert wurden durch persönliche Abneigung, entspann sich zwischen dem Könige Sigmund und Herzog Fridrich ein Unwille von großen Folgen.“ (S. v. Müller's Schweizergeschichte. III. Buch 1. Kap.)

Wir wollen uns keiner Unredlichkeit, ja nicht einmal eines hinterhältigen Gedankens schuldig machen, und verkennen daher nicht, daß das bedeutsame Wörtchen „vielleicht“ sich zunächst auf die Ungewißheit beziehe, ob Friedrich's Weigerung, nach Konstanz zu kommen, allein oder auch noch andere Gründe die Quelle des folgenden Zerwürfnisses waren. Wer sieht aber nicht zugleich ein, daß Joh. v. Müller „diesen andern Gründen“ eben kein großes Gewicht beilegt, ja implicite sogar ihr Vorhandensein in Zweifel zieht? Wer zugibt, daß Jemand vielleicht Gründe zum Handeln hatte, gibt eo ipso zu, daß er vielleicht auch keine hatte. Und überhaupt, — hätte v. Müller auf Windeck's Relazion viel gehalten, so hätte er, gleich Aschbach und Andern, den Vorfall in Innsbruck als eine vorzügliche Ursache der Feindschaft betrachten müssen, da Windeck ausdrücklich sagt: „Wüßte er (Sigmund), wer ihm das Wort gemacht hätte, es sollte nimmer ungerächt bleiben an ihm.“

Jedenfalls zeigte J. v. Müller, daß er auf Windeck's Erzählung, oder besser gesagt, auf die bei Windeck erzählte Thatsache kein großes Gewicht lege, und den Werth der Anekdote auf sich beruhen lasse. Da nun uns keine weiteren Quellen zu Gebote stehen, aus denen noch mehr über den Werth oder Unwerth des Geschichtchens beigebracht werden könnte, so müssen wir uns auf die wenigen vorstehenden Gegengründe beschränken, in der Ueberzeugung jedoch, dieselben werden wenigstens so viel beweisen, daß die Wahrheit der Anekdote nicht über allen Zweifel erhoben sei, und ein Geschichtschreiber, der auf den Ruhm eines kritischen Forschers Anspruch macht, nicht den besten Theil erwähle, wenn er dergleichen bedenkliche Histörchen als unbezweifelbare Thatsachen in sein Werk aufnimmt.

Haben wir demnach gezeigt, daß das Faktum der Geschichte, als solches, nichts weniger als erwiesen ist, so soll es uns gar nicht schwer werden, zu zeigen, daß es auch mit der gewöhnlich als erwiesen angenommenen Schuld des Herzogs Fridrich keine gar so ausgemachte Sache sei, als man anzunehmen beliebt.

Die allgemein angenommene Meinung, daß nicht König Sigmund, sondern Herzog Fridrich der Urheber des höchst unangenehmen Vorfalles war, beruht wider allein auf Windeck's Zeugnisse, der da versichert, nicht Sigmund, sondern Fridrich habe der Jungfrau die Ehre geraubt. „Do ward König Sigmund mit bezichtigt, und hett es doch nit gethan, — wenn (da) es Herzog Friedrich selber auf den König ausgegeben hättz, und hättte er es selber gethan.“

Wir könnten uns wieder, um die Sache gar bald abzuthun, auf die schon oft berührte, und wie wir glauben, sattfam erwiesene Leichtgläubigkeit Windeck's berufen, da diese, wenn seine Angaben nicht von andern Zeugnissen unterstützt werden, durchweg ein Präjudiz wider ihn begründet; doch wir wollen uns noch auf einige andere Momente berufen, welche zum Theil in der Sache selbst, zum Theil außer derselben liegen.

Erstens glauben wir, werden unsere Leser so wenig als wir geneigt sein, in einer Sache, bei welcher schon vermöge ihrer Natur, da nicht einmal das Mädchen selbst recht wußte, wer der Thäter gewesen, von allen Anwesenden keiner mehr als bloße subjektive Vermuthungen haben konnte, die Autorität unseres Windeck als vollgültiges Zeugniß, ja sogar als richterliche Stimme gelten zu lassen. Mag also Windeck den König Sigmund noch so oft losprechen, und dafür den Herzog Fridrich anklagen, wir setzen ihm

nichts anderes entgegen, als *de internis non judicat praetor!* und halten seinen Urtheilspruch für nicht mehr und nicht weniger als für seine subjektivste Ansicht oder Meinung.

Kann nun aber schon vermöge der Natur der bestrittenen Frage Windeck's Ausspruch als kein gültiges Zeugniß angenommen werden, so verliert derselbe auch noch als historisches Zeugniß allen Werth, wenn wir auf seine offenbar hervorleuchtende Vorliebe für seinen Herrn und König unser Augenmerk richten. So begreiflich wir es finden, daß ein Diener seinen Herrn, insbesondere wenn er ihm viel zu verdanken hat, (man vergleiche Windeck's Vorrede zur Geschichte Kaiser Sigmund's) — überall lobt und zu rechtfertigen sucht; — so befangen und eben deshalb ungültig erscheint uns aber auch sein Zeugniß.

Aschbach scheint die Kraft dieses allbekannten Grundsatzes in der Kritik selbst gefühlt zu haben. Denn so blindlings er sonst der Autorität Windeck's gefolgt war, im Urtheile, wer der Thäter gewesen, weicht er von dem Urtheile seiner Quelle ab, und spricht sich so aus, daß unentschieden bleibt, ob er Sigmund oder Fridrich dafür halte.

Das ist aber für uns viel gewonnen, indem Aschbach selbst sich von Mißtrauen in seine Quelle beschlichen darstellt. Sei dem wie ihm wolle, so viel zeigte uns Aschbach durch sein eigenes Mißtrauen in Windeck's Versicherung, daß dieser Quelle nicht überall und allzeit zu trauen sei; er zeigte uns aber auch gegen seinen Willen, daß er inkonsequent handelte, wenn er an andern Orten ihr allein unbedingten Glauben schenkte.

Wir glauben daher unseren Eingangs aufgestellten Satz, daß auch Dr. Aschbach die Macht des unbegreiflichen Verhängnisses erfahren habe, als er im Laufe seiner Ge-

schichte auf tirolischen Boden kam, zur Genüge dargethan zu haben, und ziehen zum Schlusse einige Folgerungen aus dem bisher Gesagten.

Erstens können wir nicht genug bedauern, an einem in vielfacher Beziehung vortrefflichen Werke, das für unsere vaterländische Geschichte sogar reiche Ausbeute zu bieten schien, solche Blößen entdeckt zu haben. Wir bedauern dieß um so mehr, als uns die unangenehme Entdeckung mit einem Gefühle des Mißtrauens erfüllte, welches höchst lästig und unabweisbar uns durch das ganze Buch hindurch begleitete, und unwillkürlich gerade bei den Stellen über die delikatesten Gegenstände, z. B. bei allen Verhandlungen des Konstanzer Konziliums am störendsten hervortrat. Es lag die Frage immer allzu nahe, ob wir den uns vorliegenden Stellen wohl auch als Ergebnissen eines reifen und gründlichen Quellenstudiums trauen dürfen?

Zweitens erlauben wir uns auf eine Thatsache aufmerksam zu machen, welche jedem Geschichtsforscher zur Warnung, aber auch zur angenehmen Belehrung dienen möge. Allgemein herrscht gegenwärtig unter den quellenforschenden Geschichtschreibern der Glaube, es könne zur Berichtigung und Ordnung der historischen Daten kein sichereres Kriterium geben, als die in den Diplomen angegebenen Zeitbestimmungen; denn das Datum der Urkunde liefere ja den unumstößlichsten Beweis für die Gegenwart der unterzeichnenden Person an Ort und Stelle, wo die Urkunde von ihr unterschrieben ward! Geleitet von diesem Grundsätze, statteten daher viele der neuern Geschichtschreiber ihre Meisterwerke mit voluminösen Beilagen solcher diplomatischen Nachweisungen über den Aufenthalt deutscher Fürsten und Kaiser aus; wir verweisen hier bloß auf die II. Beilage des II. Bandes von Raumer's Hohenstaufen,

welche in der Keutlinger Ausgabe 70 Seiten füllt, und auf den II. Band von Stenzel's klassischem Werke: „Deutschland unter den fränkischen Kaisern,“ wo die diplomatischen Nachweisungen 148 Seiten füllen. Aschbach selbst gibt in der XXXIII. Beilage zum II. Bande auf 24 Seiten ein solches Itinerar des Kaisers Sigmund, und hat sich bei der Bearbeitung seiner Geschichte davon leiten lassen.

Wir fragen aber: sind diese diplomatischen Nachweisungen, Regesten und Itinerarien die untrügliche Norm zur Ordnung und Bestimmung der Thatsachen? — Es scheint; — aber wir müssen es verneinen. Wir haben keine andern Forschungen in dieser Beziehung angestellt; aber Aschbach berechtigt uns zu unserer Behauptung; er hat den Beweis geliefert, wie die diplomatischen Nachweisungen trügen können. Das von ihm S. 360 in der 22. Anmerkung zitierte Diplom aus Lünig läßt den König Sigmund am 4. August 1413 noch zu Meran, und die in der 23. Anmerkung ebenfalls aus Lünig angeführte Privilegiumsbestätigung der Stadt Buchau am 5. August schon zu Chur sein. Wir zeigten schon früher die Unmöglichkeit dieses Faktums, und doch stützte sich Aschbach bei seiner Annahme auf Diplome. Vergleichen wir mit diesen Angaben Sinnacher, der sich ebenfalls auf Diplome, und zwar auf Originalien stützte, so wird die Verwirrung noch größer; denn Sinnacher fand den König laut seiner Urkunde am 28. Juli noch zu Brixen, während Sigmund nach den von Aschbach in der 19. Anmerkung zitierten Diplomen am 25. Juli schon zu Meran war; und während ihn Aschbach am 5. August urkundlich in Chur findet, läßt ihn Sinnacher am 7. August noch zu Meran den Schutzbrief für das Brixner Hochstift und Domkapitel unterzeichnen.

Was läßt sich nun dazu sagen? Nichts anderes, als daß die jetzt so beliebt gewordene Methode, die Daten zu bestimmen, durchaus nicht jenen untrüglichen Maßstab darbietet, den man gerne darin finden möchte. Mögen sich also Geschichtsforscher nicht tyrannisch von dem offenbar falschen Glauben an die Untrüglichkeit des erwähnten Mittels beherrschen und zu Mißgriffen verleiten lassen! Die Kritik der Daten ist nicht an ein Diplom geknüpft; die hat im Verstande des Forschers und in seiner Beurtheilungsgabe ihren Wohnsitz; der Verstand des Geschichtsforschers muß wie ein Geist über dem Wasser schweben, prüfen, scheiden, ordnen, annehmen und verwerfen.

Obige Erscheinung schreibt sich indessen aus mehreren Ursachen her; erstens und hauptsächlich ist ja nicht nothwendig, daß die Urkunde an einem und demselben Tage geschrieben, und vom Könige, Kaiser, Fürsten, oder wer sonst der Unterzeichnende war, auch unterschrieben ward. Ein Diplom konnte eben so gut z. B. in Ghur am 5. August verfaßt und mit dem Datum desselben Tages versehen, vom Könige oder Kaiser aber erst einige Tage später mit seiner Namensunterschrift unterzeichnet worden sein. Ferner ist der Fall sehr denkbar, daß bei Diplomen, wo das Datum nicht mit Zahlen, sondern nur mit dem Wochentage vor oder nach einem kirchlichen Feste, z. B. Erchtag vor St. Veitstag ic. bezeichnet wurde, dasselbe falsch berechnet ward. Endlich, und vielleicht eine der häufigsten Ursachen mag in den falschen Abschriften zu suchen sein, aus welchen die Urkunden in die Druckwerke übergingen. Wer jemals selbst Urkunden gesammelt hat, und sich dabei fremder Hände und Augen willkürlich oder unwillkürlich bedienen mußte, wird sich über die Verschiedenheit und Unrichtigkeit der Datumsangaben weder verwun-

dern noch ärgern. — Möge also vorstehende Abhandlung, die sich die Enthüllung der Irrthümer eines ausländischen Schriftstellers in Bezug auf das noch nie gehörig beleuchtete Zerwürfniß zwischen Herzog Friedrich von Tirol und König Sigmund zur Hauptaufgabe gemacht hat, nebenher auch noch die Ueberzeugung begründen, daß die Geschichte unseres Vaterlandes von Niemanden als von uns selbst ihre würdige Lösung erwarte!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1841

Band/Volume: [1841_7](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymus

Artikel/Article: [Kaiser Sigmund in Tirol. Eine kritische Untersuchung des XVIII. Kapitels I. Buches der "Geschichte Kaiser Sigmund's von Dr. Joseph Aschbach, Professor in Frankfurt am Main. Hamburg bei Fr. Perthes. 1838". 93-120](#)

